

Institut für Volkskunde
der Universität Wien

Z 00025

ANTAIOS

Herausgegeben von

MIRCEA ELIADE UND ERNST JÜNGER



BAND XII

ERNST KLETT VERLAG STUTTGART

1971

PSYCHEDELISCHE VOLKSKUNDE

Sergius Golowin

Die unter anderem in Grimms »Deutscher Mythologie« mit viel Verwunderung angeführte Tatsache, daß die (nach den Aufzeichnungen der grausamen Hexengerichte) von den Zauberinnen verehrten »Teufel« sehr häufig »liebliche« Blumen- oder Kräuternamen tragen, wird uns heute langsam ebenso verständlich wie das dauernde Sammeln von Pilzen, Wurzeln, Blüten (»in der richtigen Stunde«), das von allen diesen Weibern und ihren Gehilfen berichtet wird, und ihr ewiges Arbeiten in »Hexenküchen« und »rußigen Höhlen«, um für die magischen »Rauch-Nächte« die richtigen Räucherungen und Salben zusammenzubrauen.

Alle die Kinder, die in unseren »Hausmärchen« in den dunklen Wald gehen, um dort Pilze und Beeren zu suchen, und die dann auch, als Folge davon, pünktlich ins Hexen- oder Feenland oder zu den »Erdleutlein« in ihre glänzende Höhlenwelt kommen; die geheimnisvolle »Spring-Wurzel« der Zauberbücher, die alle Tore zu verwünschten Gängen »aufsprengt«; die rätselhafte »Blaue Blume«, die den Weg ins Wunderreich weist — was haben die naiven Mythologen des 19. Jahrhunderts darüber für scharfsinnige Deutungen verfaßt und welche Blitz-, Sonnen-, Phallus- und weiß Gott noch was für »Symbole« haben sie entdeckt.

Man kann ruhig sagen, daß die »Untergrund«¹-Gruppen seit der Mitte der sechziger Jahre, all diese Hippies² und Diggers³, gegenüber einer Unzahl volkskundlicher Tatsachen ungefähr die gleiche Arbeit vollzogen wie etwa die ersten Anatomen, die trotz strengen Verbots Leichen aufschnitten, auf dem Gebiet der medizinischen Forschung: An Stelle des möglichst geistreichen Philosophierens, »wie es wohl sein könnte«, rückte von nun an in beiden Fällen der Versuch, die genaue Beobachtung. Heute wissen wir es genau: Es gibt jene gefährlichen Welten des Rausches, der »Innenschau«, der aus den tiefsten Schichten des Unter- oder Urbewußtseins stammenden, aufsteigenden Gesichte, die sich der Mensch, genau mit jenen pflanzlichen Mitteln und chemischen Wirkstof-

fen, wie sie einst die »Weisen Frauen« verwendeten und heute die neuen Alchimisten, die Hippies, verwenden, erschließen kann.

Der Hexensabbat des Mittelalters war, wie man es aus einem endlosen Meer in seinem Umkreis entstandener Überlieferungen feststellen kann, die »Flucht« unterdrückter Schichten aus der satanischen Wirklichkeit der Kreuzzüge und Inquisitoren auf eigene Traumplaneten: Genau wie die »Trips«, die Rauschzustände, die »inneren Reisen« in den »Anti-Kultur-Laboratorien« moderner Diggers Versuche zur Auswanderung aus der Welt des Hasses im 20. Jahrhundert sind ⁴.

DER »MEDIZINMANN« ALS KULTURGESCHICHTLICHE SCHLÜSSELGESTALT?

Wie die Oberschichten des 16., 17. Jahrhunderts in den Ketzerbewegungen von einst ein Anzeichen des Weltunterganges sahen und sie auch entsprechend bekämpften, tönt heute durch fast alle Schilderungen von Kunstrichtungen und Lebensstil-Versuchen im Umkreis der »psychedelischen«, nach Wegen zur »Bewußtseinerweiterung« suchenden Bewegung die Angst vor dem drohenden Untergang des Abendlandes:

Kindische Freude am Farbensmieren, an der Transformation eines Raumes in eine Art farbige Gebärmutter, an gelaltnen Hippiedichtungen, an Ausziehspielen, an naiver indischer Erotik, an sinnlichen und doch sehr unsexuellen Spielereien und an Kindermärchen verraten jedem, der nur etwas von der modernen Psychologie versteht, daß es hier um die Regression (ihren Jahren nach) erwachsener Menschen in den Zustand der Pubertät und sogar des Infantilismus geht. ⁵

Entsetzt wird schon festgestellt:

Yankelovich hat in den USA dieses Problem quantitativ untersucht und festgestellt, daß bereits ein Drittel der amerikanischen Studenten sich vom bei uns geltenden Leistungsprinzip ideologisch entfernte und eine Weltsicht der persönlichen Verwirklichung und des Glückstrebens hat, die weitgehend von östlich-religiösem Gedankengut beeinflusst ist. Zum Teil geht diese Haltung, diese Umorientierung, einher mit dem Gebrauch psychoaktiver Drogen, insbesondere von Haschisch und LSD ⁶.

Unabhängig von jeder, von unserer weltanschaulichen Haltung beeinflussten Bewertung der sich etwa seit 1966/1967 dauernd verstärkenden »Psychedelischen Kultur-Welle« müssen wir ihr eine erstaunliche Nebenwirkung zubilligen: Daß von hier aus die Frage gestellt wurde, ob

nicht, genau wie ein guter Teil der »neuen« Bräuche, der Musik, Tänze, Licht-Spiele, Malerei der »Beat-Generation«⁷, auch ein guter Teil der (so oft als Aberglaube und Überrest überwundener Religionen mißverstandenen) alten Volksbräuche — psychedelische Techniken sein könnten; Mittel zu Ausflügen in »High«-Zustände: Wege zu »Reisen« durch Wirbel gesteigerter sinnlicher, also wörtlich »über-sinnlicher« Empfindungen und Gefühle⁸.

Bulwer-Lytton, sehr belesen in allen Untergrund-Schriften des 19. Jahrhunderts, ließ in seinem Roman »Zanoni« den »Rosenkreuzer«⁹ sprechen:

War die Fabel von der Medea etwas anderes als ein Beweis von Kräften, die man aus Keimen und Blättern ziehen kann? Die begabtesten unter allen Priesterschaften, die geheimnisvollen Schwesternschaften von Cuth, über deren Beschwörungen die Gelehrten sich vergebens in dem Labyrinth der Sagen bis zur Verwirrung abarbeiten, suchten in den gemeinsten Kräutern, was die babylonischen Weisen vielleicht umsonst in den höchsten Sternen ... Könn't ihr euch denken, daß zu diesen italischen Küsten — nach dem alten Vorgebirg der Circe — der Weise von dem fernsten Orient kam, um Pflanzen und Kräuter zu suchen, die eure Pharmazeuten hinter dem Ladentisch als Unkraut wegwerfen würden? Die ersten Kräuterkundigen — die Meisterchemiker der Welt — waren jener Stamm, dem die Ehrfurcht der Alten den Namen Titanen beilegte.

Der angesehene amerikanische Akademiker Prof. Dr. Leary, der sich durch einen Indianer in die Wissenschaft der »heiligen« Zauberpilze einweihen ließ und dadurch zum großen Hippie, zu einem »psychedelischen Philosophen« wurde, ist nur ein Beispiel für viele: Hunderttausende moderner »Blumenkinder«, die sich vielleicht mit Berechtigung auch »das Ewige Volk«, »Angehörige der Ewigen Gemeinschaft« (Eternal Community) zu nennen begannen, tauchten in den Kultur-Untergrund, der tief unter allen geschichtlichen Wechseln und Wandlungen zeitlose Überlieferungen treu zu bewahren wußte.

Das sicherste Ergebnis ihrer tollkühn-faustischen Lebensversuche scheint uns: Ein für Europa und Amerika völlig neuer Standpunkt gegenüber den Hintergründen und Abläufen der kulturgeschichtlichen Entwicklungen.

DAS ROTE GLÜCKS-EI

Als ich klein war (mancherorts sicher auch heute!), schmückte man in den Schaufenstern von Bäckereien die »Osternestlein« für Kinder neben

Eiern, Süßigkeiten, Hasen und Kücken-Nachbildungen vor allem auch mit Fliegenpilzen aus Marzipan oder Watte. Die Tatsache, daß der Fliegenpilz im modernen Volksglauben (vergleiche sein Vorkommen im Hippieschmuck, auf Neujahrskarten, auf Werbeplakaten oder sogar an Weihnachtsbäumen!) als so ziemlich das wichtigste Glückssymbol gilt, und die Vermutung, daß diese Bedeutung auf seine altbezeugte, heute wiederbestätigte Rauschwirkung zurückgeht, können wahrscheinlich kaum bestritten werden.

Wie uns die botanischen Bücher und die eigene Erfahrung belehren:

Wenn er aus der Erde schlüpft, ähnelt er oft einem weißen Ei . . . von der künftigen Farbigkeit ist noch nicht viel zu erkennen. Bald aber zerreißt die Hülle zu vielen, vom Regen leicht abwaschbaren Flocken, zwischen denen es schön orange- bis blutrot herausfunkelt¹⁰.

»Am Anfang des Sommers dem ersten Fliegenpilz anzulaufen bringt Glück«, erzählte mir als »früher allgemein verbreiteten Glauben« Albert Minder (1879–1965), ein alter Nachkomme einer Sippe, die sicher seit dem Mittelalter im Bernbiet zum Fahrenden Volk gehörte. Eine solche Vorstellung fügt sich nahtlos zu einem alten lustigen Osterspiel, von dem ich als Kind in einem damals noch halbländlichen Quartier der Stadt Bern Überreste erleben durfte und das ich mit Freunden, als wir 1956–1960 in der »Freien Schule im Schloß Vallamand« (am Murtensee) die Feste wieder in den Mittelpunkt des Lebens zu nehmen beschlossen, zu erneuern versuchte:

Man versteckt am Ostermorgen ein besonders schön bemaltes Ei irgendwo in der Umgebung des Hauses. Es muß den Kindern besonders schwer gemacht werden, dieses zu finden. Man kann es zwischen Wurzeln ziemlich tief in die Erde drücken und dann erst mit Laub fast verdecken – die Bedingung ist nur, daß ein kleines Stücklein hervorschimmert und das Kind es also, sei es durch überdurchschnittliche Beobachtungsgabe, sei es durch Glück, entdecken kann. Den, der es fand, hat man fast wie einen König des Tages benedict.

Dieses Ei wurde selbstverständlich besonders auffallend angestrichen – in neuerer Zeit besonders häufig goldig, früher scheint aber schon ein schönes Rot genügt zu haben, wobei hier auf die bekannte Tatsache hingewiesen werden darf, daß noch heute in vielen Ländern Europas (so vor allem noch für viele Slawen) Rot die einzig denkbare Ostereier-Farbe ist.

»Es ging früher beim Suchen am Ostermorgen eigentlich immer nur um

dieses eine wohlversteckte Ei«, wurde mir einmal gesagt, »erst später hat man angefangen, die Eier gleich dutzendweise zu verstecken, wahrscheinlich damit die anderen, die ungeschickteren oder kleineren Kinder nicht mehr so traurig seien, wenn sie früher alle leer ausgehen mußten«. Auch diese Einzelangabe scheint mir sehr wichtig — selbstverständlich hier von der beigefügten »Erklärung« befreit, »man habe eben nur ein einziges Ei versteckt, weil die Leute damals weniger Geld hatten . . .«

Das geheimnisvolle glücksbringende Pilz-Ei am Anfang der eigentlichen warmen Sommerzeit und das rote Glücks-Ei, das, wie man den Kindern zu sagen pflegte, »kein Huhn gelegt hat« — im Osterbrauch rücken sie so nah zueinander, daß der Zusammenhang eigentlich seit jeher empfunden werden mußte. Mythologen des 19. Jahrhunderts ersparten sich hier mehr oder weniger die weiteren Nachforschungen, indem sie die ganze Angelegenheit über den bei ihnen gebräuchlichen Umweg »vereinfachten«: Im Osterei und im rot leuchtenden Fliegenpilz vermuteten sie alte »Sonnensymbole«. Die Bräuche, Spiele und abergläubischen Vorstellungen um beide wären damit restlos erklärt durch die Annahme, daß wir überall das Nachleben eines vorchristlichen, »indogermanischen« Sonnenkults feststellen können!

Daß man bei den österlichen Bräuchen um das Ei dieses eigentlich völlig ohne Bedauern »zerspringen« ließ, das immerhin mit einiger Phantasie und künstlerischem Geschick verzierte und dann mühsam gesuchte Wunderding im allgemeinen »Eiertütschen« aufs Spiel setzte und schon bald zerbrach, scheint uns in die gleiche Richtung zu deuten: Der Erklärungsversuch der erwähnten »Naturmythologen«, daß eben die Eierschale für den Urmenschen die Eis- und Schneedecke darstellte, deren »Aufspringen«, »Zerbrechen« die Befreiung der Natur (oder der sommerlichen Sonne) bedeute, scheint uns für das bildhafte Denken vorgeschichtlicher Zeiten eine fast zu blutleere Überlegung.

Wer schon das geheimnisvolle Auftauchen des Pilz-Eies sah, der wird ohne weiteres verstehen, daß dessen Zerspringen (zu dem hier tatsächlich vielleicht an Morgenröte, Sonne und Sterne erinnernden roten oder orangefarbenen Naturwunder mit den weißen Punkten!) unseren Vorfahren zu einem Gleichnis des Erwachens von allem Leben werden konnte: Um so mehr da die rätselhaften und sehr gefährlichen Rauschwirkungen des

phantastischen Pilzes nach neuerer Ansicht auch in Mitteleuropa bekannt gewesen zu sein scheinen und dadurch die Schönheit der Märchenpflanze sozusagen als äußerer Hinweis, als »Signatur« angesehen wurde, der den Weisen auf die in ihr verborgenen »göttlichen« Wirkungen hinwies.

WEGWEISER INS ELFENLAND

Die Vorstellung, daß das »rote Glücksei« von »keinem Huhn gelegt ist«, verliert, von einem solchen Standpunkt aus, jeden »abergläubischen« oder einfach kindischen Beigeschmack — den sie vor allem seit den kitschigen Bilderbüchern (»über den lieben Osterhasen für die artigen Kinderchen«) des 19. und 20. Jahrhunderts hat: Es ist dies sozusagen eine einfache naturwissenschaftliche Feststellung oder ein Hinweis für die »Eingeweihten«, die »Kenner« des wahren Sachverhalts, die es trotz den Jahrhunderten der Verfolgungen gegen alle »kräuterkundigen Hexenweiber und Hexenmeister« selbstverständlich immer gab.

Vorstellungen, daß Osterhasen — in anderen Gegenden andere Tiere, zum Beispiel Katzen usw. — das Oster-Ei (oder die Ostereier) bringen, verlieren ebenfalls ihre ganze kindische Lächerlichkeit, wenn wir sie aus dem Zusammenhang mit den soeben erwähnten Kinderbüchern und der mit diesen in unmittelbarem Zusammenhang stehenden Werbung für Ostergeschäfte herauslösen: Der Hase ist bekanntlich für die Welt unserer Sagen eine der häufigsten Erscheinungsgestalten, in deren Maske Geisterwesen, »Erdleutlein«, Kobolde, Elfen, Hexen usw. dem Menschen nahen können. Hasen, die Zauberfrauen beim Kochen ihrer Wundertränke und -salben helfen, kommen in unseren alten Geschichten verhältnismäßig häufig vor, genau wie der Hase übrigens auch in China als göttlicher Alchimist erscheint, der in fernen Berghöhlen (oder gar auf dem Mond) das »Lebenselixier« braut.

Die für den heutigen Menschen noch bestehende Gedankenverbindung zwischen dem Osterei und allerlei in Kinderbüchern oder Trickfilmen gezeichneten menschenähnlichen Hasen, Feen, Engeln oder Zwergen wurzelt damit wahrscheinlich nicht in der Tatsache, daß es irgendeinmal eine Kulturschicht gab, die »glaubte«, das wunderbare Ei werde von solchen Wesen gelegt, ausgebrütet oder bemalt: Im Hintergrunde steht hier noch



immer das Urbild von der unscheinbaren eiförmigen Frucht des Waldbodens, die dem Menschen das Tor zur Märchenwelt, zu dem ihm sonst im Alltag unsichtbaren, aber immer erahnten Geisterreich aufschloß.

Jeder Brauch sank in unseren abendländischen Verhältnissen entweder zur noch sinnvollen, aber eben »magischen« und darum blutig verfolgten Handlung innerhalb von Geheimbünden im Kultur-Untergrund hinab — oder er ließ sich in das sozusagen amtliche Gefüge des öffentlichen Lebens einfügen und wurde zu einer, vom eigentlichen sinnvollen Gehalt befreiten Verzierung des kalendarisch erstarrten, kirchlichen (oder staatlichen) Festjahres. Immerhin scheint die Überlieferung, die im Unterbewußtsein des Volkes zäh nachlebte (etwa, daß man beim Suchen von Osterei oder »Osterwasser« kein Wort reden, sich nicht umblicken darf usw.), genug Spuren zu enthalten, die uns auf die Zustände der Urkultur hinweisen (und die sicher auch in allen Jahrhunderten bestehende »Ketzer«-, »Hippie«-Gruppen verstanden und auch zu verwenden wußten).

Der russische, mit der »Untergrundkultur« seines Landes verbundene Schriftsteller Alexei Remizow, den ich noch in Paris sprechen durfte, verwies mich auf die Tatsache, daß auf den ziemlich süßlich-naturalistischen Märchenbildern, wie sie in der russischen Kunst der Jahrhundertwende sehr häufig waren (der Meister innerhalb dieser Gattung hieß Bilibin), »im Hintergrund oder als Umrahmung der Märchengestalten sehr gerne Fliegenpilze gemalt wurden«. Der Zusammenhang zwischen Fliegenpilz (muchomor) und den Erfahrungen mit der Welt außerhalb unserer Sinne war auf alle Fälle in Rußland mit seinen zäh nachwirkenden Schamanenkulten bei Gebildeten und Ungebildeten gleichermaßen bewußt.

CARROLLS ALICE – LETZTE FEE UND ERSTES HIPPIE-MÄDCHEN

Die amerikanischen und englischen Hippies betrachten bekanntlich den seltsamen Lewis Carroll, den Verfasser von »Alice im Wunderland«, als einen ihrer »einsamen Vorläufer innerhalb des spießigen 19. Jahrhunderts« — genau wie sie ihn (etwa durch die Vermittlung der alten amerikanischen Comics-Reihe »Little Nemo in Slumberland«) als einen der großen Väter der psychedelischen Kunst betrachten: Sicher zurecht verweisen sie auf die seltsamen Drogen, die »das erste Hippie-Blumenmäd-

chen« Alice essen muß, um durch eine verwirrende Unterwelt in ihr Traumland zu kommen.

Es gibt verschiedene Zeitgenossen, die die folgende Stelle aus dem seltsamen Buche, die ich hier aus dem Gedächtnis anführe, auswendig können und auch bei jeder Gelegenheit (»als Schlüssel zur ganzen psychedelischen Philosophie«) fast wie eine magische Beschwörung wiederholen:

Alice sah eine gewaltige blaue Raupe mit gekreuzten Armen auf einem Pilz sitzen und ruhig, gleichgültig gegenüber allem in ihrer Umgebung eine Wasserpfeife rauchen. Endlich fragte die Raupe: »Wer bist du?« Etwas verwirrt antwortete Alice bescheiden: »Ich weiß es selber nicht ganz, zumindest nicht im Augenblick . . . Ich wußte, wer ich war, als ich am Morgen erwachte, aber seither habe ich mich ein paarmal verwandelt . . .«

Daß im weiteren Fortlauf der Geschichte Alice auf den Rat der wasserpfeife-rauchenden Raupe (die Raupe ist wegen ihrer Entwicklung zum Schmetterling für viele alte Religionen selber eins der wichtigsten Sinnbilder der Verwandlung!) vom Pilz ißt und dadurch erst recht in Verwandlungen hineinkommt, ist uns jetzt verständlich.

Das Buch über die kindlich-übersinnlichen Abenteuer von Alice wird tatsächlich im Rahmen unserer Kultur zu einem wichtigen Bindeglied zwischen dem Naturerleben der vorgeschichtlichen Kulturen (samt ihren Ausläufen im Mittelalter) und den modernen Bestrebungen in den Hip-Bewegungen¹¹. Unabhängig von der Lösung der an sich des Überdenkens würdigen, meines Wissens zuerst von Leary aufgeworfenen¹² Frage, ob der Verfasser Carroll zu jenen Engländern gehörte, die sich trotz allem langweiligen Puritanismus durch die aus den englischen Kolonien strömenden geheimen Drogenwissenschaften »antörnen« ließen, besitzen wir damit hier wie in vielen »romantischen« Werken des 19. Jahrhunderts ein Mittel zum Verständnis von vorgestern — und vielleicht von übermorgen.

ZUR CHEMIE DER FESTFREUDEN

Die vor allem unter dem Einfluß der Brüder Grimm sammelnden Forscher des 19. Jahrhunderts, die Mannhardt, Afanassiew, Frazer, verwechselten in ihren Schlußfolgerungen vielleicht nur Wirkung und Ursache: Bäume, Blumen usw. sind im alten, noch in zahllosen Märchen nachwirkenden Volks-Weltbild von Geistern, Elfen, Naturdämonen nicht be-

wohnt, weil irgendeine vorgeschichtliche Religion sozusagen als Dogma die Belebtheit der Natur annahm – sondern der eigentliche Sachverhalt scheint uns, so schwer dies auch in unserer Sprache auszudrücken ist, mehr oder weniger umgekehrt.

Durch die sehr wirklichen, noch heute feststellbaren und erforschbaren, einst aber zweifellos besser bekannten Wirkstoffe der Pflanzen erschien dem Menschen die ihn umgebende Natur als von buntem, je nach seinem Wesen die verschiedenartigsten, sich dauernd wandelnden Bilder erzeugenden Leben erfüllt: Sagen um Naturgeister bildeten sich im Mittelalter (oder mancherorts sogar noch bis in die Gegenwart!) nicht als letzte Nachklänge einer urtümlichen, »keltischen«, »indogermanischen« oder gar »vorindogermanischen« Glaubenswelt, sondern weil nach uns sicher nur der Spur nach bekannten chemischen, biologischen, psychischen Gesetzmäßigkeiten gleiche Ursachen nun einmal ähnliche Wirkungen erzeugen müssen und damit auch ein Mensch von heute und morgen nach der Einnahme bestimmter Drogen die Welt ähnlich »phantastisch«, »psychedelisch« erleben muß, wie sein Vorfahr vor hundert, tausend oder gar zehntausend Jahren.

Durch die Zeitungen ging die Schilderung von Kukowka, einem Professor für Medizin aus Greiz, also aus der sich gewiß nicht gerade mit dem Verbreiten magischer Weltbilder beschäftigenden DDR:

Kalter Angstschweiß befiel mich, meine Glieder waren wie gelähmt. Vampire, Kraken, züngelnde Nattern, Ratten, gruselige Ungeheuer und anderes Getier krochen immer bedrohlicher an mich heran . . . Schon wollte ich um Hilfe rufen . . . Da wich die schreckliche Beklemmung, eine euphorische, eine unsagbar glückliche Stimmung versetzte mich in ein paradiesisches Traumland. Schwerelos schwebte ich in einem riesigen Zirkuszelt, aus dessen goldener Kugel wunderbarste Lichteffekte strahlten und himmlische Sphärenmusik ertönte. Unten in der silbernen Manege tummelten sich viele, viele Tierkinder. Unzählige Kolibris und große bunte Falter schwirrten durch den Raum und wetteiferten in akrobatischen Kapriolen ¹³.

Nun hatte Professor Kukowka nicht etwa als marxistischer Schüler seines amerikanischen Standesgenossen Professor Leary LSD-Versuche gemacht, sondern er hatte ganz einfach in seinem Garten, im Schatten von vier Eiben gearbeitet:

Die Symptome, die er anfänglich an sich festgestellt hatte – Schwindel, Übelkeit, Kopfschmerzen, Verlust der Orientierung und des Zeitsinns –, treten auch nach dem Genuß von Eibennadeln und Eibenholz auf. Die Eibe (*Taxus baccata*) enthält nämlich neben

andern Giftstoffen das Alkaloid Taxin, ein Lähmungsgift für Herz und Zentralnervensystem¹⁴ ... Weitere Versuche ergaben dann, daß tatsächlich schon ein längerer Aufenthalt unter den Eiben ausreicht, starke Vergiftungserscheinungen hervorzurufen. Offenbar scheiden Eiben besonders an warmen Tagen Taxin gasförmig in die Luft aus. Genau geklärt ist dieser Vorgang aber noch nicht¹³.

Überlassen wir Professor Kukowka seinem Entsetzen über die von ihm neuentdeckte, auf billige Art fast Wirkungen wie LSD erzeugende, »neue« Giftdroge: Auch hier scheint uns, unabhängig um den Zank um den genauen, durch das heutige Politisieren der Frage fast unerforschbaren Gefährlichkeitsgrad der dämonischen Taxin-Dünste, ein Blitzlicht auf halbvergessene Bräuche ein Nebenereignis dieser »Entdeckung« zu sein.¹³ Neben andern »immergrünen«, also den Sieg des Lebens über die Winterkälte veranschaulichenden Pflanzen, etwa unserer (dem Eibenbaum fast zum Verwechseln ähnlichen) Tanne, der Stechpalme und der Mistel, gehörten die Eibenzweige zum überlieferten Wohnungsschmuck der Weihnachtszeit; also zu den fast für »heilig« angesehenen Dingen (»vom Walde her«), die im Volksglauben oft genug das Haus zum Empfang wunderbarer, märchenhafter Gäste (Weihnachtskind, Weihnachtsmann) würdig machen sollen — nach der Auffassung der Kinder sogar nächtlich von solchen Wesen selber gebracht werden.

Ob die Mistel, die nach einer merkwürdigen Stelle bei Plinius ein Schlüssel der Geheimwissenschaften der keltischen Druiden gewesen zu sein scheint und noch in der Hexenmedizin des Mittelalters eine bedeutende Rolle spielte, unter gewissen Bedingungen »bewußtseinsverändernde« Wirkungen ausüben kann, ist im Augenblick unbekannt¹⁵. Die Tatsache der Wirkung, die von den Eibenzweigen ausgehen kann, zwingt uns allein dazu, einen ganz neuen Standort gegenüber den überlieferten Festbräuchen zu erwägen.

NATURWISSENSCHAFTLICHE GRUNDLAGEN DER MYSTIK

Das lückenlose mystische Erlebnis von Professor Kukowka, obwohl er bei seiner Gartenarbeit gewiß auf nichts Entsprechendes vorbereitet war, läßt uns aber erkennen, was erst Menschen zustoßen konnte, für die Erlebnisse, die wir »märchenhaft« zu nennen uns angewöhnt haben, ein Bestandteil ihres Alltags waren.

Genau wie heute viele Leute während dem Weihnachtsfest Tannenzweige verbrennen, »weil es ohne den Duft von verbrannten Tannenzweigen gar kein Weihnachtserlebnis geben kann«, wird man es auch mit dem anderen immergrünen Schmuck, also nicht zuletzt mit Eibenzweigen¹⁶, gemacht haben. Daß dadurch, wie schon durch die Wärme des Zimmers, Wirkstoffe befreit wurden und ihren Einfluß auf die Sinne der Menschen auszuüben begannen, sie sozusagen auf den Empfang des »Über-Sinnlichen« einstellten, kann kaum bezweifelt werden.

»Es hat früher kaum ein Kind gegeben«, erzählte mir der Kinderpsychologe und große Sagenkenner Hans Zulliger,

das nicht fest glaubte, es habe während der Weihnachtszeit mindestens einmal das Läuten vom Schlitten des Weihnachtskindes gehört oder eine wunderbare Gestalt durch das Fenster blicken sehen. Es gab im letzten Jahrhundert sogar noch genug Erwachsene, die böse dreinblickten, wenn man über solche Kindergeschichten zu spotten wagte, und versicherten, »es könnte schon etwas daran wahr sein«. Redete man dann mit solchen Männern und Frauen unter vier Augen und wußten sie, daß man über sie nicht lachen wolle, gaben sie ohne weiteres zu, sogar im Erwachsenenalter entsprechende Erlebnisse gehabt zu haben.

Gehen wir davon aus, in welchen Ausmaßen der Mensch der Vergangenheit, schon durch die bloße Tatsache, daß er meistens in einem Holzhause lebte und mit Holz heizte, von der Pflanzenwelt und ihren Wirkstoffen umgeben war — dann scheinen uns sogar solche Angaben höchstens, dies gegenüber der Wirklichkeit von gestern, Untertreibungen darzustellen. Wie man aus dem Ablauf »normaler« LSD-Zustände weiß, schreiten diese, damit den überlieferten Gesichtern der Mystiker verschiedener Religionen vergleichbar, ungefähr in der Folge der Gesichte des Eiben-Forschers aus der DDR fort: Einem Wirbel schreckender, düsterer Fratzen folgt, wenn sich alles »gut« abwickelt, die »Erleuchtung«, die »Begegnung« mit freundlichen, berauschend-farbigen, lieblichen Sinnbildern, Gestalten, Feen-Welten. Dem Horror, dem Schrecken der »Hüter der Schwelle«, dem Zusammenstoß mit den sozusagen Wirklichkeit gewinnenden Gestalten unserer Ängste, Verdrängungen, aus Hemmungen geborener Schlechtigkeiten im Unterbewußtsein, folgt der Einblick in das »Astralreich«, die eigentlichen Schönheiten der Welt in und um uns. Düstere, drohende Gestalten weichen, und an ihre Stelle treten deren

»gute« Entsprechungen — oder wie es im angeführten Wachtraum im Eibenschatten geschah: An Stelle von widerlichen Weichtieren und gruseligem Gewürm tritt eine »himmlische« Lichtschau regenbogen-bunter Schmetterlinge und Paradieses-Vögel.

DURCH NACHT ZUM LICHT

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Ablauf der Weihnachtsspiele, genau wie viele anderen Volksbräuche, hier seinen eigentlichen Ursprung hat: Wie man weiß und wie man noch heute mancherorts hören kann, »gehen vor Weihnachten die bösen Geister um«. Wie wir es in den Überresten alter Bräuche kennenlernen durften und wie wir es im bereits angeführten Festkreis für die »Freie Schule« von Vallamand mehrere Jahre lang aufführen ließen, dringen am Weihnachtsabend zuerst

allerlei schwarze, gruselerregende Gestalten, der »Schmutzli« mit seinen Knechten, in die Stube zu den wartenden Menschen ein. Nachdem sie jedermann wegen seiner alten Sünden geschreckt haben, verschwinden sie, wie vom Erdboden verschluckt, und an ihrer Stelle erscheinen gute, in freundlichen Farben angezogene Gestalten, der Weihnachtsmann oder das Weihnachtskind mit ihren oft Lichter tragenden Begleitern, die den Menschen Freude bringen.

Dieses (mit wenigen oder vielen Gestalten) bis in die Gegenwart hinein den Kindern vorgeführte festliche Ur-Theater kann meiner Auffassung nach auf keinen Fall seine Abkunft aus den inneren Gesichtern der Menschen von gestern verleugnen. Weihnachtsbräuche dieser Art wurden bekanntlich bis in die Gegenwart hinein von kirchlichen Kreisen als »Fortleben des Heidentums« entlarvt und sogar bitter verfolgt. Ich glaube, daß dies ebenso irrtümlich ist wie die Bemühung gewisser begeisterter Volkskundler des 19. Jahrhunderts, die etwa im Weihnachtsmann den alten Sturmgott Odin-Wotan, im freundlichen, meistens von einem hübschen Mädchen dargestellten, also weiblich gedachten »Weihnachtskind« Frau Holle nachweisen wollten.

Der Nachweis eines sozusagen lückenlosen Fortwirkens irgendwelcher vorgeschichtlicher Religionssinnbilder ist wahrscheinlich meistens so wenig zu erbringen, wie im eiben-berauschten DDR-Mediziner ein reinchristliches Unterbewußtsein nachzuweisen ist: Die Drogen setzen offen-

sichtlich die Folge der inneren Gesichte und »übersinnlichen« Wahrnehmungen der Außenwelt nach ganz bestimmten Gesetzmäßigkeiten frei. Vor allem aus diesem Grunde werden sich die entsprechenden Bilder, sogar wenn es keine »nie abgebrochene Tradition« gibt, trotz allen zeitbedingten Äußerlichkeiten gleichen.

Selbstverständlich hat also der alte Kelte Feen gesehen und der Perser die schönen Peris, der christliche Mythiker Engel und einige mir bekannte amerikanische Hippies »wunderschöne Menschen von einem andern Stern«¹⁷; dem Wesen des Ablaufs nach stimmen aber all diese »Trips«, also diese Jahrhunderte auseinanderliegenden »Reisen« in die Welt innerer Erlebnisse, bis in die Einzelheiten miteinander überein.

DIE RÜCKKEHR DER MÄRCHENWELT

Die zufällige Wirkung von Taxin-Dämpfen versetzte einen Medizinprofessor von heute in einen Zustand, den er nur mit Worten zu schildern vermochte, die den von ihm in der Kindheit gehörten Märchen entliehen zu sein scheinen:

Unsagbar glückliche Stimmung ... paradiesisches Traumland ... schwerelos schwebte ich ... goldene Kuppel ... wunderbarste Lichteffekte strahlten ... himmlische Sphärenmusik ertönte ... silberne Manege ... bunte Falter ...

In allen Märchen, selbstverständlich auch in Neuschöpfungen wie »Alice im Wunderland«¹⁸, verwandeln sich Gegenstände, die der Held etwa auf den Boden wirft, in einen See oder einen dunkeln Wald, genügen also, um die ganze Landschaft zauberhaft zu verwandeln. In den Aufzeichnungen von Beobachtungen über die Wirkung des Genusses von Fliegenpilz lesen wir etwa: »Ein kleines Loch scheint ein schrecklicher Abgrund zu sein und ein Löffel mit Wasser ein See ...«¹⁹ Auch hier haben wir eine wörtliche Übereinstimmung!

Zu den vielen, teilweise umstrittenen Unterscheidungsmerkmalen, die von der Volkskunde zur Unterscheidung von »Sage« und »Märchen« zusammengestellt wurden, gesellt sich nach unserer Auffassung ein weiteres: Die Sage ist in sehr vielen Fällen die Schilderung von wunderbaren, häufig mit pflanzlichen Hilfsmitteln bewirkten Seelenreisen, »Trips«, aber sozusagen stets vom Standpunkt des Uneingeweihten, des Außenste-

henden, des erstaunten, zweifelnden oder gläubigen, entsetzten oder bewundernden Beobachters; Sagen sind fast immer dichterische Gestaltungen des tiefen Eindrucks, den das merkwürdige Treiben der Hexen, fahrenden Schüler, Zigeuner-Spielleute, Kräuterweiber²⁰ usw. und die verworrenen Berichte über ihre geheimnisvollen seelischen Abenteuer (und deren Vorbereitungen) im Volke erzeugten.

Das Märchen dagegen ist das zu mehr oder weniger spannenden Geschichten umgestaltete Bild der gleichen Vorgänge — nur, zumindest in ihrem ursprünglichen Kern, vom Standpunkt der Menschen aus, die selber auf diese rätselhaften »Reisen« gingen. Der Sagen-Erzähler bleibt immer auf dem Boden unserer Alltags-Wirklichkeit und umkreist nur als unwissender (oder sich unwissend gebender!) Beobachter die geheimnisvollen Taten von Menschen, die sich »der Magie ergaben«, um zu erfahren (dies im wörtlichen Sinne!), »was die Welt im Innersten zusammenhält«.

Die eigentlichen Zaubermärchen sind dagegen selber nichts anderes als »Reiseberichte« — also als Volksdichtungen nachlebende »Erfahrungen« der Hippies und Diggers aus vergangenen Jahrtausenden. Die erstaunliche Übereinstimmung der inneren Grundgehalte und vieler Äußerlichkeiten in Sagen und Märchen, dies bei Völkern, die durch Erdteile oder auch durch Zeitalter voneinander getrennt lebten, erhält (zu den bestehenden Theorien) eine zusätzliche Erklärung: die, daß übereinstimmende Ursachen, also die grundsätzlich ähnlichen Drogen-Einwirkungsversuche auf menschliche Nerven und Hirne, stets verwandte Folgen, nach gleichen Gesetzmäßigkeiten abrollende innere Erlebniskreise hervorbringen müssen.

¹ »Untergrund« bedeutet uns nicht eine moderne Modeströmung, sondern seit jeher die Gesamtheit kultureller Bestrebungen im Rahmen unserer Zivilisation, die es nach den sozusagen »amtlichen« Weltbildern »gar nicht geben darf«; die darum auch nach Möglichkeit unterdrückt oder zumindest totgeschwiegen und verdrängt werden. Vgl. Golowin, *Magische Gegenwart*, Bern und München (Francke) 1964. — ² Das Wort »Hip« (davon eben Hippie, Hipster, Hipnik) »bedeutete in seiner ursprünglichen Form soviel wie »erfahren« und »weise«. W. Hollstein, *Der Untergrund*, 2. Aufl., Neuwied 1970, S. 64. — ³ Digger geht auf »to dig« zurück: »Wörtlich »graben«. Übertragen nach Bedeu-

tungen wühlen, Erfahrungen ausloten, um des Gegenstandes dieser Erfahrung tatsächlich innezuwerden.« *Dig, Neue Bewußtseinsmodelle*. Hrsg. v. K. Reese, Frankfurt 1970, S. 253. — ⁴ Dieses Vorwort ist einem Beitrag für *Neutralität*, Nr. 9, Bern 1969, entnommen, der seither mehrfach abgedruckt wurde. Die weiteren Abschnitte sind Teile des größeren Manuskripts: »Kosmonauten der Märchenwelt« (Arbeitstitel). — ⁵ Leserbrief über die »Oltener Literaturtage« in: *Oltener Tagblatt* 27. 11. 1970. — ⁶ H. Krauch, Heidelberg, Leitartikel in: *Technische Rundschau, Europäische Industrie- und Handelszeitung*, Nr. 50, Bern 27. 11. 1970. — ⁷ Das Wort »Beat« wurde von Kerouac und Ginsberg als sprachlicher Hinweis auf beat-erleuchtet genommen: Vgl. *Dig*, S. 78. — ⁸ Vgl. z. B.: »Die Wahrnehmung energetischer Erscheinungen ist ein häufiges Symptom des psychedelischen Rausches . . . Der Wirklichkeitsgehalt dieser Erscheinungen ist ungeklärt . . .« R. Steckel, »Bewußtseinerweiternde Drogen«, (*Voltaire-Handbuch*, 6) Berlin 1969, 47. — ⁹ In einer Schilderung aus dem 17. Jahrhundert erscheint ein »echter« Rosenkreuzer sehr bezeichnenderweise als ein Fremder aus der Ferne, »auf dem Rücken ein Reff, und auf demselben viel frische Wurzeln und Kräuter«. W. E. Peuckert, *Von weißer und schwarzer Magie*, Berlin o. J., S. 126 f. — ¹⁰ *Knaurs Pilzbuch*, Neue Aufl., Zürich o. J., 105 f. Vgl. u. a. V. P. and R. G. Wasson, *Mushrooms, Russia and History*, New York 1957; J. M. Allegro, *The Sacred Mushroom and the Cross*, London 1970. — ¹¹ »Hip kann man nicht lernen — das macht das Besondere dieser Sprache aus. Wer die Erfahrungen der Beseligung und Erschöpfung nicht teilt, von denen sie kündet, dem wird sie lediglich durchtrieben, vulgär oder aufreizend erscheinen.« Norman Mailer, nach: *Dig*, S. 39 f. — ¹² T. Leary, *Politik der Ekstase*, Hamburg 1970, S. 151 ff. — ¹³ Nach: *Stern*, 41, Hamburg 4. 10. 1970, S. 181. — ¹⁴ Hamlets Vater wird bei Shakespeare (dessen Werk von Anspielungen auf »magische« Pflanzenwirkungen wimmelt!) durch den »Saft vom gottverfluchten Eibenbaum« ermordet. — ¹⁵ Von »einheimischen« Pariser Hippies, die für ihre »Reisen« zum Haschisch getrocknete »keltische« Mistel mischten, vernahm ich 1968. — ¹⁶ »Linné spottet darüber, daß die Leute auf Gothland ihre Stuben mit Taxusgrün austapezieren.« O. v. Hovorka u. A. Kronfeld, *Vergleichende Volksmedizin*, 1, Stuttgart 1908, 110. — ¹⁷ Vgl. u. a. Golowin, *Götter der Atomzeit*, Bern (Francke) 1967; auch G. Bourquin-Golowin, *Die Däniken-Story*, München 1970. — ¹⁸ Das hellsichtige Mädchen, das A. Strindberg (unter dem Einfluß swedenborgischer Überlieferungen!) in seinem Passionsspiel »Ostern« (1901) gestaltete, sagt: »Weißt du, als ich krank war, mußte ich eine Droge aus Bilsenkraut einnehmen, das die Eigenschaft hat, das Auge zu einem Vergrößerungsglase zu machen . . . Belladonna dagegen macht, daß man alles verkleinert sieht . . . Nun, jetzt kann ich weiter sehen als andere, und ich kann die Sterne am hellen Tage sehen!« — ¹⁹ L. Lewin, *Phantastica* (Petite bibliothèque Payot, 164), Paris 1970, S. 143. — ²⁰ Im »Totentanz« eines barocken Zürcher Künstlers des 17. Jahrhunderts wird der Zauberdrogen verkaufende Jahrmarkts-Gaukler in einem Atemzuge »Rosenkreutzer, Alraunwieger, Gifftekoche« genannt. R. u. C. Meyer, *Sterbenspiegel*, Zürich 1650, S. 92 f.